

Sandro Veronesi: „Schwarzer September“

Italiens Sound der Siebziger

Von Dirk Fuhrig

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 23.03.2026

Der Anschlag bei Olympia 1972 in München und ein Mord an der italienischen Mittelmeerküste: Sandro Veronesi packt Zeitgeschichte und Familiengeschichte in einen variantenreichen Krimi.

Der Ich-Erzähler stammt aus Vinci, einer Stadt nahe Florenz, und ist Anfang der 70er-Jahre noch ein Junge. Da sehr sportbegeistert, interessiert er sich besonders für DEN internationalen Großwettbewerb im Spätsommer 1972, der so brutal und tragisch unterbrochen wurde:

„Die Welt des Sports stand unter Schock. Die ganze Welt stand unter Schock. Die Olympischen Spiele, hieß es, hätten ihren Sinn verloren. Die Wettkämpfe, hieß es, müssten endgültig abgebrochen werden. Die Terrororganisation, die sich zu dem Anschlag bekannt hatte, hieß Schwarzer September.“

Der Schwarze September bricht herein

Veronesi baut seinen Roman dramaturgisch geschickt auf, fast wie einen Krimi. Das Münchener Attentat, bei dem elf israelische Sportler und ein deutscher Polizist von palästinensischen Terroristen erschossen wurden, bildet den Schlusspunkt einer Erzählung, die sich über mehr als 200 Seiten erstreckt. Im Vordergrund steht das Porträt einer wohlhabenden italienischen Familie. Als der heitere Sommer, der August, vorüber ist, bricht der „Schwarze September“ herein. Der 13-Jährige hört davon im Radio:

„Und gerade erzählte er, dass das Terrorkommando noch in der Unterkunft verschanzt sei. Er sprach von einer Tragödie, die sich da abspielte. [...] Sprach von Guerrilla-Kämpfern und israelischen Athleten.“

Dieses weltpolitisch bedeutsame Ereignis bekommt eine Parallele in der kleinen Welt des Heranwachsenden. Für ihn zerbrechen im Laufe des Buchs wichtige Beziehungen: seine erste Jugendliebe sowie die Ehe seiner Eltern. Der Grund ist ein Fehltritt des Vaters, eines erfolgreichen Rechtsanwalts, was die Bewunderung des Sohns für diesen schmälert.

Sandro Veronesi

Schwarzer September

Aus dem Italienischen
von Karin Krieger

Paul Zsolnay Verlag, Wien

288 Seiten

24 Euro

„Abgesehen von seiner Arbeit war mein Vater in allem ein Dilettant, im wahrsten, etymologischen Sinn des Wortes, das auch mit *delicere* zu tun hat, mit verführen, locken, an sich ziehen. Von einem Dilettanten hatte er die ansteckende Leidenschaft und die Daseinsfreude, die Sorglosigkeit und den Großmut, aber auch die Oberflächlichkeit, die Eitelkeit, das Improvisieren und manchmal die Unfähigkeit.“

Lebemann und Giftspritzen

Der verführerische Lebemann liebt sein Segelboot über alles. Die Familie urlaubt – ganz italientypisch – den Sommer über am Strand. Dort lernt der Erzähler das Nachbarmädchen kennen und lieben: Astel, Tochter eines reichen Unternehmers, der eine aus Afrika stammende Frau geheiratet hat. Das ist in jener Epoche in Italien sensationell und provoziert bössartige Bemerkungen der „Giftspritzen“, wie die geschmeidige deutsche Übersetzung von Karin Krieger die Armada aus missgünstigen Nachbarinnen im Dorf nennt. Als ihr Ehemann einem Mordanschlag zum Opfer fällt, wird natürlich zuallererst sie, die Schwarze, verdächtigt.

Das Rassismus-Sujet wird ebenso beiläufig – und eher wahllos wirkend – in die Handlung eingeflochten wie ein die Öffentlichkeit erregender Prozess wegen Kindesmissbrauchs, bei der fälschlicherweise sofort Homosexuelle verdächtigt werden, die der progressive Anwalt, der Vater des Helden, vor Gericht verteidigt.

Fremdenfeindlichkeit, Homophobie und sonstiges stereotypes Denken, das Veronesi den Bewohnern jenes Landstrichs zurechnet, bilden in diesem Roman also lediglich dekorative Elemente für das Familiendrama. Ebenso wie Bemerkungen über die roten Haare der aus Irland stammenden erkatholischen Mutter, was die italienische Männerwelt natürlich in Wallung versetzt. Aber auch zarten Anflügen feministischen Denkens spürt der Autor nach, als nämlich zwei Frauen die Eröffnungsfeier der olympischen Spiele verfolgen:

„Argentinien war ein großes Land und brachte zur Olympiade nur vier Frauen mit, und die auch noch mit Handtasche – ungeheuerlich. Aber dann war Australien an der Reihe, und da waren sie endlich: blonde, rotbraune, brünette Frauen, im gelben, fast knielangen Kleid, mit einem grünen Robin-Hood-Hütchen auf dem Kopf und ohne Handtasche. Unzählige Frauen, weshalb Australien den Beifall der beiden Mütter fand.“

Farbenfroher Kommunismus

Und sogar der Ost-West-Konflikt findet über Olympia seinen Weg in die italienische Provinz:

„Eine weitere Mannschaft, die mit vielen Frauen antrat, war die DDR, also Ostdeutschland. Sie gingen in vier verschiedenen Farben – Orange, Hellgrün, Rosa und Zitronengelb –, während die Männer ein hellblaues Jackett trugen, dazu ein schwarzes Hemd mit orangefarbener Krawatte und schwarze Hosen. [...] Astels Vater unterbrach seine technischen Ausführungen kurz für eine politische Bemerkung: Das kommunistische Deutschland, sagte er, defiliere dort mitten im freien Deutschland und präsentiere sich der Welt als das farbenfroheste aller Länder, um das eigene Grau zu kompensieren“.

Man muss Veronesis Roman sehr genau lesen, um die vielen zeit- und mentalitätshistorischen Tupfer in ihrer vermeintlichen Bedeutung zu erfassen. Erst die

Summe der impressionistisch eingestreuten, mitunter beliebig und klischeehaft wirkenden Mikro-Beobachtungen lässt das Bild einer Epoche erspüren. Die jähe Unterbrechung der Olympischen Spiele, das Auftreten des Terrors bei einem internationalen Großereignis. Andererseits das Ende einer behüteten Kindheit, als sich herausstellt, dass sein lässiger Vater indirekt, nämlich durch seine Affäre mit der Gattin des Opfers, in den Mordfall an dem Nachbarn im Seebad verstrickt ist.

Für den Ich-Erzähler, so stellt Veronesi es dar, fällt die äußere Bedrohung mit seiner persönlichen Katastrophe im „Schwarzen September“ zusammen. Die Gleichsetzung der dramatischen Ereignisse wirkt hier, selbst aus der Kinderperspektive des 13-Jährigen, doch ziemlich gesucht und nicht besonders überzeugend. Die gesellschaftliche Dimension verblasst hinter der farbig geschilderten Coming-of-Age-Story.“